

dtv

Ein bislang unbescholtener Mann wird wegen Totschlags zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Was haben sein Vater und dessen Rolle im Zweiten Weltkrieg mit ihm und seiner Tat zu tun?

Eine Frau erzählt die Geschichte ihrer Familie: Der Vater Deutscher, »Halbjud«*,* tschechischer Staatsbürger, gläubiger Christ und überzeugter Sozialdemokrat. Der Kampf ums Überleben zwingt der Familie in wechselnden politischen Systemen beständig neue Identitäten auf.

Zwei Freunde werden in den Wirren des Zweiten Weltkrieges getrennt und stellen Jahre später, als sie sich wiedersehen, fest: Sie haben in gegnerischen Armeen gekämpft.

Vladimir Vertlib zeichnet das Leben von Menschen nach, die zwischen politischer Willkür und schicksalhaften Gegebenheiten ihre Würde oder auch nur ihr nacktes Leben zu bewahren versuchen. Ruhig und unaufgeregt, stets auf Augenhöhe mit den Menschen.

Vladimir Vertlib, geboren 1966 in Leningrad (St. Petersburg). 1971 Emigration der Familie nach Israel. Später übersiedelte er nach Österreich, von dort zurück nach Israel, in die USA und schließlich wieder nach Österreich, wo er seit 1981 lebt. Er studierte Volkswirtschaftslehre in Wien und lebt heute in Salzburg. 2001 erhielt er den Förderpreis zum Adelbert-von-Chamisso-Preis sowie den Anton-Wildgans-Preis. Sein erster Roman ›Abschiebung‹ erschien 1995. Es folgten ›Zwischenstationen‹, ›Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur‹ und ›Letzer Wunsch‹.

Vladimir Vertlib

Mein erster Mörder

Lebensgeschichten

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Vladimir Vertlib
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur (13035)
Zwischenstationen (13341)
Letzter Wunsch (13439)

Die folgenden drei Prosatexte haben einen realen Hintergrund. Dennoch sind viele der beschriebenen Ereignisse frei erfunden oder haben sich in der Realität etwas anders zugetragen. Einzelne historische Details sind der Dramaturgie der Texte untergeordnet. Die Personenzeichnung einiger Figuren weicht zum Teil von den realen Vorbildern ab. Die meisten Namen, soweit es sich nicht um bekannte historische Persönlichkeiten handelt, wurden geändert. Die Geschichte »Nach dem Endsieg« basiert im Wesentlichen auf den Erinnerungen des Wiener Malers Roman Haller.

Februar 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien
© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2006
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Millennium
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien
Druck & Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13634-1

ROMAN HALLER GEWIDMET

Alle Revolutionen pflegen ja nur deshalb so unbefriedigend zu verlaufen, weil die führenden Köpfe damit beginnen, ihre Umgebung zu revolutionieren statt sich selbst.

HANS ERICH NOSSACK

Mein erster Mörder

1

Der Mörder hat mich zum Abendessen eingeladen. Er und seine Frau kochen gemeinsam. Sie macht die Vorspeise, er das Hauptgericht. Auf sein Nachfragen hin, gebe ich zu, dass er der erste Mörder ist, den ich in meinem Leben kennen lerne. Er lacht. Für ihn hingegen sei ich längst nicht der erste Neugierige, meint er. Allerdings habe bis jetzt niemand etwas über ihn schreiben wollen. Nach dem Essen trinken wir Tee aus Gläsern mit vergoldeten Untersätzen und sprechen über den Mord, den der Mann vor zwanzig Jahren begangen hat.

Der Mord war in Wirklichkeit ein Totschlag. Leopold Ableitinger, damals zweiundvierzig Jahre alt, Angestellter in der Verrechnungsabteilung eines großen Gastronomiebetriebs in Salzburg, verheiratet, Vater zweier Kinder, hatte sich an einem sonnigen Oktobernachmittag zwei Stunden frei genommen, um eine kleine Radtour in der Umgebung zu machen. Ab und zu – höchstens dreimal im Monat, betont er – wollte er seine beruflichen und privaten Verpflichtungen vergessen und allein sein.

In der Nähe des schon vor vielen Jahrzehnten eingemeindeten Ortes Morzg, der trotzdem seinen dörflichen Charak-

ter bewahrt hat, bog Leopold in eine Seitengasse ein, die an Einfamilienhäusern, Gärten, einer Wiese und einer Blockhütte vorbeiführte. Neben der Hütte standen ein Holztisch und zwei Bänke. Leopold beschloss, eine Pause zu machen, lehnte das Rad gegen die Hüttenwand, setzte sich auf eine Bank, zündete sich eine Pfeife an und begann, Zeitung zu lesen. So vergingen zwanzig Minuten, vielleicht etwas mehr. Er wollte sich wieder auf den Weg machen, hatte die Zeitung zusammengefaltet und in die Innentasche seiner Jacke gesteckt, als er das Quietschen von Reifen hörte.

Der Mann war jung, zwanzig, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt. Er trug eine Schirmmütze und einen Pullover mit V-Ausschnitt im Stile englischer Gentlemen der Zwanzigerjahre. Er sprang aus dem Wagen, einem roten Cabriolet, schlug die Tür hinter sich zu und schrie: »Das ist doch wohl privat hier, oder?! Schau dass d' weiterkommst!« Leopold versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben.

»Ich wollte ohnehin gehen«, sagte er leise. Es war ärgerlich, von einem Menschen, der nur halb so alt war wie er selbst, geduzt zu werden. Mochte er ihn anschreien und beschimpfen, wenn er wollte, aber bitte mit dem nötigen Respekt.

»Es tut mir Leid. Ich wusste nicht, dass es sich hier um einen Privatgrund handelt.«

»Na, das ist ja wohl logisch! Kannst' nicht lesen?« Der junge Mann zeigte mit dem Finger auf ein Schild, auf dem in roten Lettern *Privatgrund! Betreten verboten!* stand. Es hing einige Meter entfernt an einem Draht, der zwischen zwei Pfosten gespannt war. Er versperrte den Weg zu einem Pfad, der an der Hütte vorbei zu einem Waldstück führte.

»Das muss ich übersehen haben«, murmelte Leopold.
»Ich hol' mein Rad, dann bin ich weg.«

»Ja, und beeil' dich, sonst lass ich den Hund frei.«

Leopold hatte einen Hund weder gehört noch gesehen. Als Elfjähriger war er von einem Schäferhund in die rechte Wange gebissen worden. Seitdem hasste er Hunde.

Leopold ging zu seinem Fahrrad. Sein Widersacher blieb dicht hinter ihm. Er sei es Leid, schrie er, sich mit Obdachlosen, Jugendlichen oder türkischen Großfamilien herumzuschlagen zu müssen. Die Türken verbinden ihre Wochenendausflüge immer wieder mit einem Picknick auf seinem Grundstück. Er und sein Vater hätten schon zweimal Anzeige erstattet.

»Sie müssten das Schild direkt neben der Hütte anbringen oder das Grundstück einzäunen«, meinte Leopold. »Der Tisch und die Bänke sind ja nur zwei Meter vom Straßenrand entfernt und ...«

»Willst du mir erklären, was ich tun soll? Komm mir nicht noch einmal zu nahe mit deinem Scheißrad ... ich schwör's, wenn ich dich das nächste Mal seh', fahr' ich dich nieder!«

Leopold drehte sich um. In der rechten Hand hielt er immer noch die Pfeife. Er holte aus und stach zu. Das Mundstück der Pfeife drang durch das linke Auge in das Gehirn des jungen Mannes. Er starb wenige Stunden später in der Intensivstation des Salzburger Unfallkrankenhauses.

Leopold Ableitinger wurde wegen Totschlags zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er fünf in der Strafanstalt Stein absitzen musste. An die Zeit nach seiner Entlassung denkt er nicht gern zurück. »Versuchen Sie, als siebenundvierzigjähriger Vorbestrafter in einer Stadt wie Salzburg eine angemessene Arbeit zu finden«, erklärt er. »Ich habe schließlich alles genommen, was mir das Arbeitsamt angeboten hat: Trotz meiner Rückenprobleme war ich

Hilfsarbeiter in einem Möbellager. Nach einem Bandscheibenvorfall musste ich aufhören. Wenn das Einkommen meiner Frau nicht gewesen wäre ... Aber gut, seit die Kinder erwachsen sind, kommen wir über die Runden. Ich sollte zufrieden sein.«

Seit dem Mord raucht Leopold nur mehr Zigarillos. Um zu rauchen, müssen wir auf den Balkon hinaus, weil Leopolds Frau keinen Rauch in der Wohnung duldet. Wir schauen auf eine belebte Kreuzung. Der Straßenlärm macht die Unterhaltung schwierig. Die Gebäude um uns herum sind ein repräsentativer Querschnitt aller architektonischen Abscheulichkeiten der letzten fünfzig Jahre. Außerdem sieht man die Trasse einer Bahnlinie, ein Fabrikgebäude und den Untersberg. Der Berg passe hierher wie ein Blatt aus dem Alpenvereinskalender an die Wand eines Waschalons oder eines Döner-Kebab-Standes, bemerkt Leopold. Ich beginne zu überlegen, welches Bild zu dieser Kreuzung passen würde.

Leopold kommt meinen Fragen zuvor. Nein, er schlafe gut. Jene Zeit sei vorbei. Die Alpträume. Die Ohrfeigen der Mithäftlinge, deren Nachtruhe er störte. Die Gespräche mit dem Therapeuten. Er habe trotzdem nicht genug bezahlt. Es sei nie genug. Seit er das wisse, habe er keine Schlafprobleme mehr. Mehr sei dazu nicht zu sagen. Er kippt die Asche des Zigarillos über das Geländer hinunter auf die Straße, schaut mich an, wirkt immer noch auf eine unverbindliche Weise freundlich. Nur das Lächeln ist aus seinem Gesicht verschwunden. »Sie wollen mehr?«, fragt er.

Früher dachte ich, im Zweifelsfall sei Schweigen immer die bessere Antwort. Heute nicht mehr. Ich schweige trotzdem.

»Gut«, sagt er, »ich verstehe. Hören Sie zu, ich werde Ih-

nen von einem Erlebnis erzählen, das sehr lange zurückliegt. Das wird, glaube ich, alle Ihre Fragen beantworten, auch jene, die Sie nicht stellen wollten ...«

2

Meinem Vater machte es Spaß, mir lange Vorträge über das Aufhängen von Handtüchern zu halten. Ich hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Auch an diesem warmen Apriltag. Der Rest der Wäsche war Vater egal. Er war fürchterlich akribisch, aber nur bei Handtüchern. Nicht etwa, dass alle auf gleicher Höhe und ausgebreitet auf der Schnur hängen mussten! Ein Außenstehender hätte glauben können, die Tücher seien aus einem Flugzeug geworfen worden und zufällig auf unseren Balkon gefallen. Aber es hatte alles seine Regel. Das dritte Handtuch von links musste dreimal zusammengefaltet, das fünfte mit einer Wäscheklammer am rechten oberen Zipfel festgemacht sein. Das Wichtigste war, dass die blauen Streifen keine durchgehenden Linien bildeten. »Dein Vater hat einen Huscher«, sagte Großtante Elfriede. »Mein altes Radio aus der Systemzeit funktioniert besser als sein Kopf. Ich frage mich, wieviele Röhren da wohl durchgebrannt sind.« Aber ich kannte die Handtuchregeln bald besser als Vater selbst und korrigierte ihn, wenn er Fehler machte. Ich war vierzehn. Meine Eltern und ich lebten damals in Wien. Nach Salzburg kam ich erst später. Als Erwachsener.

Wir hatten eine schöne Wohnung in einem während des Krieges beschädigten Haus. Nachträglich erwies es sich als Glück für uns, dass die Deutschen und die Russen sich im April 1945 am Donaukanal Artillerieduelle geliefert hatten.

So kamen wir zu unserem Balkon. Ein Geschoß hatte in der rechten oberen Ecke des Gebäudes nicht nur die Fassade, sondern auch das dahinter liegende Zimmer und den darüber liegenden Dachboden und Dachbereich weggesprengt. Nach einer notdürftigen Instandsetzung wurde die Wohnung neu vermietet. Zwei Zimmer, Küche und statt des dritten Zimmers eine Dachterrasse. Ein großzügiger »Außenbereich«. Sogar mit Parkettboden. Von dort aus hatten wir einen Ausblick auf den Donaukanal, die Trasse der Stadtbahn und die Haltestelle Friedensbrücke. Bei gutem Wetter konnte man die Hügel des Wienerwaldes ausmachen. Ein paar Jahre zuvor bildete der Donaukanal die Zonengrenze. Auf unserer Seite, behaupteten manche, endete Sibirien. Drüben begann Amerika. Als ich noch ganz klein war, musste man auf der Friedensbrücke, die über den Kanal führte, den Ausweis vorzeigen, um in den Westen zu gelangen. Das war aufregend. Der Übergang von einer Welt in eine andere. Jetzt war alles dasselbe, aber Österreich war frei.

Leider sollte unser Haus bald abgerissen werden und einem Neubau Platz machen. In den Wänden hatten sich Risse gebildet, so breit, dass sich darin eine Ratte verstecken konnte. Es kamen tatsächlich Ratten aus der Wand. Sie machten die Küche unsicher und knabberten Tante Elfriedes Tagebücher an, in denen sie alle Huscher meines Vaters aufgelistet hatte. Außerdem hatten die Intelligenteren unter den Ratten (und das war die Mehrheit) gelernt, das Käsestückchen aus der Falle zu holen, ohne dass der todbringende Mechanismus zuschnappte.

»Kaum sind die einen Mistviecher weg, kommen gleich die nächsten«, schimpfte Vater. »Zuerst die Russen, dann die Rozz'n.«

Meine Eltern hatten sich für eine Gemeindewohnung angemeldet. In einem halben Jahr würden wir in die Brünner Straße übersiedeln. Nach Floridsdorf. In die Heimat. Dort waren die Eltern geboren und aufgewachsen, dort hatten sie Arbeit in der Fabrik gefunden. Mutter stand am Fließband. Vater schritt die Halle ab und achtete darauf, dass keine der Frauen zu langsam oder zu schnell wurde. Die Faulen wurden entlassen, genauso die Übermütigen. Mutter hielt die vorgeschriebene Geschwindigkeit ein. Sie hat sich in ihrem Leben nie hervorgetan, weder in die eine noch in die andere Richtung.

In Floridsdorf hatten meine Eltern geheiratet und eine Familie gegründet, und wenn sie im letzten Kriegswinter nicht ausgebombt worden wären, hätten sie ihren Bezirk nie verlassen. Auf dieser Seite der Donau waren sie Fremde.

3

Die da unten seien schamlos, sagte Großtante Elfriede. Aus dem Fenster hatte sie den Gehsteig vor unserer Haustür im Visier.

Es hatte die Großtante Mühe gekostet, meinen Schreibtisch zu umrunden, das Fenster zu öffnen, den Oberkörper vorzubeugen und sich hinauszulehnen. Früher, als sie es noch auf den Balkon geschafft hatte, waren nicht einmal die Katzen unter den parkenden Autos vor dem Zugriff ihrer Blicke sicher. Sie schrieb jedes Detail in ihr Tagebuch. Mit Datum und Uhrzeit.

Die Schlampe habe das Kleid hochgeschoben und an den Hüften festgemacht, empörte sich die Großtante. Man sehe die Knie und einen Teil der Schenkel, und Strümpfe trage

sie auch keine, die Schlampe. Der Prolet an ihrer Seite habe die drei oberen Hemdknöpfe offen, so dass man die Brusthaare sehen könne. Früher hätte es so etwas nicht gegeben.

»Hör mir auf mit dem Führer!«, brummte Vater.

»Wer redet denn vom G'scherten aus Braunau? Ich meine die guten alten Zeiten, als seine Majestät der Kaiser noch in der Hofburg residierte. Sogar das Zwergerl, das auf die Arbeiter hat schießen lassen, hatte seine guten Seiten. Der oberösterreichische Gröfaz hingegen hat uns die Russen ins Land gebracht. Soll er doch in der Hölle schmoren.«

Vater lachte und tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn. In letzter Zeit sei die Tante wunderbar geworden, meinte er. War das noch die Frau, die ihn durch die schweren Zeiten der Kindheit und Jugend gebracht hatte?

Nach dem Tod meines Großonkels war die Großtante bettlägrig geworden, und wir nahmen sie bei uns auf. Das sei er ihr schuldig, erklärte Vater. Nun musste ich mein Zimmer mit ihr teilen. Sie schlief in meinem Bett. Ich – auf der Matratze zwischen Schreibtisch und Schrank. Wenn ich bei hellem Mondschein aufwachte, sah ich den Schatten ihrer spitzen Nase auf dem Schirm der Stehlampe. Ihr Schnarchen störte mich nicht, aber das Vogelgesicht auf meiner Lampe konnte ich nicht ausstehen. Es verfolgte mich im Traum. Aber Mutter weigerte sich, dickere Vorhänge zu kaufen. Einen solchen Luxus könnten wir uns nicht leisten. Es sei schon schlimm genug, dass sie für die Großtante die Wäsche wasche, dass sie ihr die Medikamente und das Essen ans Bett bringe, wenn der Gang in die Küche für die Alte wieder einmal zu beschwerlich werde, und natürlich das Geschäft mit dem Nachtopf und – in schlechteren Großtantezeiten – mit den Windeln erledige. Aber was solle man machen? Man könne sie doch nicht einfach krepieren las-

sen. »Jeder kommt einmal dran«, sagte Mutter. »Jede Frau, meine ich. Ihr Männer seid fein raus.«

Wir saßen im Wohnzimmer, das gleichzeitig das Schlafzimmer der Eltern war. Großtantes Bauch schwabbelte, während sie sprach, und aus dem Mund kam ein rasselndes Geräusch. Ihr Gesicht und ihr Haar passten farblich gut zum rot-weißen Karomuster der Couch. Das Haar – staubweiß, das Gesicht – ausgebleichtes Rot. Die Großtante hatte einen Charakterkopf, von der Vogelnase einmal abgesehen. Mutter kam mit dem Wäschekorb aus der Küche. Vater trank Bier. Er hatte die Handtücher schon aufgehängt. Der Rest ging ihn nichts an.

»Ich habe seit drei Nächten nicht geschlafen«, sagte die Großtante. Das stimmte nicht. Sie hatte wie immer geschnarcht.

»Soll ich runtergehen?« Vater ballte die Faust. »Die werden mich schon noch kennen lernen!«

»Gib nicht so an!«, meinte Mutter.

Vater schenkte sich ein weiteres Glas ein. Er hielt die Flasche in der linken Hand, obwohl er Rechtshänder war. Das bringe ihm Glück, behauptete er. Vor vielen Jahren hatte er sich das Bier mit der linken Hand eingeschenkt, weil er sich die rechte bei der Arbeit verletzt hatte. Einen Monat lang konnte er die Maschine in der Fabrik nicht bedienen, aber er wurde nicht entlassen, sondern zum Vorarbeiter befördert. Seit jener Zeit glaubte er an die Macht von Ritualen. Insgesamt hatte die Großtante siebenundzwanzig Huscher bei ihm gezählt, besser gesagt achtundzwanzig, wenn sie den ganz großen, der sich auf »seinen Geisteszustand im Allgemeinen« bezog, mitrechnete.

»Nun geht's wieder los! Nicht einmal am Sonntag hat man Ruhe.« Vater trank das Glas leer, ohne abzusetzen, und

wischte sich den Schaum mit dem linken Handrücken vom Mund.

Der Lärm kam so wie die Ratten aus den Rissen in der Wand. Er stammte aus der Wohnung unter uns, wo die Schlampe und der Prolet mit ihren zwei Töchtern, die beide noch klein waren, wohnten. Sie waren vor zwei Monaten eingezogen, obwohl der Abriss des Hauses schon fest stand, aber sie brauchten wohl dringend ein Quartier und konnten sich nichts Besseres leisten. Probleme gab es von Anfang an. Wenn man sie traf, grüßten sie nicht, wie es sich gehörte, ließen den Radioapparat bis Mitternacht laufen und machten freche Bemerkungen, wenn man sich beschwerte. Der Hausmeister konnte nichts gegen sie ausrichten und sogar Herrn Pohl, dem früheren Blockwart, gelang es nicht, sie einzuschüchtern. Die Polizei ließ sie in Ruhe, vielleicht weil das Radio immer dann verstummte, wenn ein Polizist das Haus betrat, oder weil sie andere Sorgen hatte, als sich um Nachbarschaftskonflikte zu kümmern, die es in ein paar Monaten ohnehin nicht mehr geben würde.

In den letzten Tagen war es noch schlimmer geworden. Die Nachbarn hatten Besuch. Das bedeutete lautstarke Gespräche bis tief in die Nacht. Die Rattenwege sorgten dafür, dass uns kein Detail verborgen blieb.

»Es gibt nur eine Sprache, die diese Menschen verstehen«, sagte Vater. »Ein Griff an die Gurgel, ein Schlag in die Magengrube. Früher hätte es genügt, wenn ...«

»Halt doch den Mund! Bist du blöd oder was?« Mutter schielte in meine Richtung.

»Ich tu's. Ich schwör's. Das Kilogewicht von der Waage in der einen Hand, ein Messer in der anderen ...«

»Das hast du gestern schon gesagt und vor drei Wochen.«

»Willst du mit mir streiten?«

Noch war ich ruhig. Wenn Vater Mutter schlug, musste mehr geschehen sein. Dann aber konnte ihn sogar Großtante nur schwer zurückhalten.

»Ich geh' runter und rede mit ihnen. Auf mich werden sie hören. Ich habe noch nie mit ihnen gestritten.« Die Erwachsenen schauten mich verblüfft an. Mutter schüttelte den Kopf. Vater stellte das Bier ab, und die Großtante meinte schließlich: »Na ja, warum eigentlich nicht? Aus eines Kindes Munde klingt viel sanfter auch die böse Kunde.«

»Wusste nicht, dass du jetzt unter die Dichter gegangen bist«, murmelte Vater.

»Kommt nicht in Frage«, sagte Mutter. Aber ich hatte schon begonnen, mich für den Auftritt zurecht zu machen, krepelte die Ärmel hoch, ging in die Küche, machte den Kamm nass. Es half nichts. Ich sah nicht aus wie James Dean, und das lag nicht nur an den Haaren. Mutter meinte, ich hätte das Aussehen meines oberösterreichischen Großvaters geerbt. In der Gegend, aus der er stammte, hätten alle Menschen solche Hamstergesichter.

»Sag ihnen, dass ich bis jetzt Gnade vor Recht habe ergehen lassen«, schrie mir Vater nach. »Das liegt an meiner Gutmütigkeit. Aber jetzt bin ich mit meiner Geduld am Ende.«

»Und red' nicht zu lange mit der Schlampe«, hörte ich die Stimme der Großtante, während ich Vaters Sonnenbrille aufsetzte.

Als ich hinunter ging, wurde mir schwindlig vor Aufregung. Ich musste mich an der Schnur festhalten. Das Geländer war schon während des Krieges eingestürzt.

Die Bodenkacheln vor dem Eingang waren lose und klapperten, wenn ich darauf trat. Von der Tür war die Farbe abgeblättert. Einige Jahre war die Wohnung leer gestanden. Es war ein Wunder, dass sie überhaupt noch bewohnbar war. Natsch. Ein eigentümlicher Familienname. Er stand auf einem Stück Karton, das mit einem Reißnagel unter dem Guckloch befestigt war. Die Drehklingel war ingerostet. Ich klopfte. Eine Frau, die ich bis dahin ein einziges Mal auf der Stiege getroffen hatte, öffnete. Sie trug ein zerschlissenes Nachthemd und mausgraue Filzpantoffeln. Meinem Gefühl nach war sie alt, Mitte dreißig, vielleicht vierzig. Wahrscheinlich war sie Ende zwanzig. Herr und Frau Natsch seien nicht zu Hause, erklärte sie. Sie sei mit ihrem Mann nur für ein paar Tage zu Besuch gekommen. Genau darum ginge es, stammelte ich, und ich dachte, dass die Sonnenbrille mich mit Sicherheit genauso wenig erwachsen und verwegen aussehen ließ wie die mit Wasser und Seife gekämmten Haare. Der verdammte Großvater aus Oberösterreich! Hatte ich von ihm auch die hohe Stimme geerbt? Es sei nämlich so, berichtete ich kleinlaut. Meine Eltern beschwerten sich wegen der Lärmbelästigung am Abend, und seit Herr und Frau Natsch Besuch bekommen haben, sei alles noch viel schlimmer ... Ich senkte den Blick und spürte, wie ich errötete. Gottverdammter Großvater!

»In zwei Tagen sind wir wieder weg.«

Hinter der Frau war eine männliche Gestalt aufgetaucht.

»Gibt's Probleme?«

»Nein, geh wieder ins Bett.«

Um zehn Uhr vormittags und noch im Bett! Wenn ich